



Von dem Mann und der Schlange

Ein neues Märchen aus ferner Zeit

von *Wolfgang Wiebecke*

Achtsam werden  
wenn das Finster sich lichtet  
ins Blau,  
wenn die unzähligen Sterne  
verblassen,  
und wie aus urfernem Nebel  
Bilder aufdämmern  
von Märchen.  
Achtsam werden  
und fallen lassen  
die alten Fragen,  
das Ob, das Wann und das Wo,  
achtsam werden  
und auch fallen lassen  
die vielen Warum:  
Achtsam werden.



Es ist ein Land  
in sanften Farben bewaldet,  
neblig, durchzogen von Flüssen,  
Friede und Fülle.

Da ist ein Mann  
zwischen Farnen und Stämmen  
zwischen schuppigen, schillernden Tieren  
in flügelirrender Nebelluft:

Da ist ein Mann  
leuchtende Augen  
unter buschigen Brauen,  
die Haut gegerbt...

Ein Mann  
am Rücken ein Korb aus Rinden,  
um die Hüften ein Lendenschurz,  
an der Seite die Flöte.  
Geschmeidig – fast träumend  
geht er da, bleibt oft stehen,  
schaut hoch hinauf in die Bäume,  
lauscht den Stimmen ringsum,  
nimmt, was der Wald ihm gibt,  
sammelt's in seinem Korb.

In stetem Gespräch mit allem  
pfllegt und versorgt er, wo Not ist,  
mit seinen wendigen Händen,  
bisweilen auch mit Werkzeug.

Langsam füllt sich der Korb,  
die Schatten werden länger.  
Er tritt heraus aus dem Wald.  
Da steht ein bemooster Felsen,  
steil, hoch, doch auch glänzend.  
Hier stellt er den Korb zur Seite,  
nimmt seine Flöte und spielt.  
Rasch wird es dunkel.

Im letzten Dämmern  
kommt er auf eine Lichtung  
da ist ein junger Mann  
mit andern jungen Menschen,  
und ringsum schlichte Hütten,  
beschnitzt und sanft gefärbt.  
Auch der Mann mit dem Korb  
mit dem jungen Mann  
geht in eine der Hütten.



Weit sind die Wälder,  
der Mann ist die Tage im Wald,  
und geht, wohin ihn sein Schritt trägt,  
Abend für Abend  
kehrt er zurück zu dem Felsen,  
spielt auf seiner Flöte,  
und ist des Nachts  
mit dem Sohn in der Hütte.  
Rasch vergeht die Zeit.

Wieder wird es Abend.  
Da ist wieder der Mann  
und steht an dem hohen Felsen  
und spielt auf seiner Flöte.  
Da kommt eine große Schlange  
mit vielfarbig glänzenden Schuppen,  
hört seinem Spielen zu,  
wendet sich ihm zu,  
die beiden verstehen einander.  
Die Schlange scheint ihm zu danken,  
dann verschwindet sie wieder  
im Dunkel, zwischen den Stämmen.

Am nächsten Abend  
kommt die Schlange wieder,  
hört seinem Spielen zu,  
bittet ihn dann zu warten  
und bringt ihm ein Stück Gold.  
Er legt das Gold in den Korb,  
bringt es in die Hütte.

So geschieht's lange Zeit,  
die Goldstücke mehren sich  
in der kleinen Hütte.  
Sein Sohn wird langsam älter,  
er baut ihm eine Flöte  
und lehrt ihn, darauf zu spielen.

Weit sind die Wälder,  
immer bleibt der Nebel,  
Stämme treiben und fallen,  
der Mann bleibt seinem Tun treu,  
Friede und Fülle wachsen.



Da kommen eines Abends  
Fremde auf die Lichtung,  
beladen mit schweren Körben.  
Sie packen manches aus  
zwischen den kleinen Hütten,  
vor vielen staunenden Augen,  
und manches wird getauscht.  
Dann spricht der Vater mit ihnen  
und lädt sie ein in die Hütte.  
Sie staunen über das Gold,  
prüfen es ungläubig  
und tauschen es gern  
gegen dieses und jenes,  
was sie so mit sich führen:  
Metallene Geräte,  
bemale tönerner Töpfe,  
und gewebte Stoffe.  
Stauend sieht der Vater  
wieviel ihm die Männer geben  
für das glänzende Gold.  
Lang wird dieser Abend,  
in wechselndem Sprechen und Hören.

Da kommt der nächste Morgen.  
Die Fremden ziehen weiter,  
verabschieden sich von allen.  
Nachdenklicher als sonst  
geht der Vater in den Wald,  
am Rücken wieder den Korb,  
an der Seite die Flöte...

Weiter mehrt sich das Gold,  
der Dank der großen Schlange,  
in der Hütte der beiden.  
Der Vater bleibt seinem Tun treu,  
nimmt, was der Wald ihm gibt,  
pflegt und versorgt, wo es not tut.



Da kommt ein Morgen,  
da nimmt er den Sohn in den Wald mit,  
führt ihn zum hohen Felsen,  
lange sprechen die beiden.  
Der Vater erklärt dem Sohn  
den Felsen als Ort des Schenkens,  
als Ort, der Kräfte gibt  
und wo Schenken das Gute mehrt.  
Dann geh'n sie wieder zurück  
in die kleine Hütte.  
Nun nimmt er Gold in den Korb  
und wieder sprechen die beiden.  
Hier spricht der Vater zum Sohn  
über den Wert des Goldes  
und von Orten des Tauschens.

Dann schultert er den Korb,  
blickt dem Sohn lang in die Augen  
und geht, doch mit anderem Schritt:  
Stet und weniger lauschend.

Am Abend nimmt der Sohn  
die Flöte, und geht zu dem Felsen  
und spielt, wie's der Vater ihm auftrug.  
Doch anders steht er da  
als der Vater dort stand:  
Wartend, haben-wollend,  
mehr kühn und fordernd als – lauschend.  
Da kommt die große Schlange  
hört ihm andächtig zu,  
dankt ihm und bringt ihm ein Goldstück.  
Dann geht er zurück in die Hütte  
und steht lang vor dem Gold.  
Unruhig ist sein Schlaf.

So geht es einige Tage.  
Täglich steht er länger  
vor dem glänzenden Gold.  
Dunkle Schatten der Habgier  
trüben seine Augen.  
Da geht er am Abend  
früher aus dem Haus,  
sucht einen Knüppel im Wald  
und geht wieder zum Felsen,  
beginnt mit seinem Spielen.  
Da kommt die Schlange zu ihm,  
er lässt die Flöte fallen,  
die Flöte zerschellt auf dem Boden,  
er packt den großen Knüppel  
und schlägt damit nach der Schlange.  
Er trifft damit die Schlange,  
die große glänzende Schlange,  
ein großes Stück ihres Schwanzes  
bricht weg.  
Da bäumt sich die Schlange auf,  
stürzt sich zischend auf ihn,  
schnell schnappen die giftigen Zähne.  
Er stürzt auf der Stelle hin.

Da versinkt der Felsen,  
der hohe Felsen verschwindet,  
ein starker Wind kommt auf  
und die Nebel zerreißen.



Inzwischen hat der Vater  
den Ort des Tauschens erreicht,  
wo sich zwei Flüsse treffen.  
Dort kommt auch starker Wind auf  
und die Nebel zerreißen.  
Da erschrickt der Vater,  
und bricht auf der Stelle auf,  
eilig, in großer Sorge.

Weit sind die Wälder.  
Überall schwindet der Nebel,  
grell glänzen die Schuppen  
der Tiere in blendender Sonne.



Als der Vater zurückkommt  
sucht er seinen Sohn  
und kann ihn lange nicht finden.  
Da entdeckt er schauernd  
am Waldrand die Reste des Leichnams  
in flügelsirrender Luft,  
der Felsen ist verschwunden  
und mit ihm die Kraft des Ortes.

Traurig wartet er  
bis der Abend hereinbricht.  
Dann spielt er auf seiner Flöte.  
Wieder kommt die Schlange,  
die große Schlange,  
doch der Glanz ihrer Schuppen ist matt.  
Sie hört ihm noch einmal zu,  
bringt ihm noch einmal ein Goldstück,  
und bittet ihn dann ernst  
mit eindringlichen Worten,  
nie, niemals wiederzukehren:  
Am Tod des Sohnes würde  
der Vater für immer leiden,  
und der Verlust ihres Schwanzes  
würde sie unsäglich kränken.  
Traurig und tief betroffen  
bestattet der Vater den Leichnam  
und kehrt dann zurück  
in seine kleine Hütte.  
Die Nebel bleiben verschwunden.



Da kommt eine große Not  
über das weite Land:  
Immer wieder erscheint  
am Himmel eine Hand,  
grau und riesig,  
und schreibt vor die Wolken Zeichen.  
Und immer, wenn sie erscheint,  
erstarren alle Menschen,  
die im Freien sind,  
und ihre Gesichter  
verwandeln sich jedesmal so,  
dass sie einander gleichen.  
Alle Menschen stehen  
dann starr und unbeweglich  
und ihre Gesichter werden  
zu einer grauen Maske,  
einem fühllosen Gesicht  
bis die Hand verschwindet.

An manchen Tagen  
erscheint diese Hand,  
grau und riesig,  
mehrmals am Himmel,  
an manchen Tagen einmal,  
dann vergehen Tage,  
an denen sie nicht erscheint.  
Und jedesmal verwandelt  
ihr Erscheinen die Menschen,  
die im Freien sind,  
in dieser Weise,  
bis sie wieder verschwindet:

Da hocken zwei Männer,  
den Lendenschurz um die Hüften,  
am Dach, um ein Loch zu schließen.  
Es erscheint die Hand.  
Sie merken ihr Erscheinen,  
schon erstarren sie,  
ihre Gesichter erstarren  
zur fühllosen, grauen Maske.  
Die Bewegung der Hand  
zwischen Wolken und Sonne  
entzieht sich den stumpfen Blicken.  
Dann verschwindet die Hand  
und ihr Tun geht weiter.

Da, am Ort des Tauschens:  
Viele bieten an,  
was sie tauschen möchten,  
viele sind am Sprechen:  
Da erscheint die Hand,  
grau und riesig, am Himmel,  
schon erstarren alle,  
ihre Gesichter erstarren  
zur grauen, fühllosen Maske,  
bis die Hand wieder verschwindet.  
Nur unter die Dächer  
reicht ihre Kraft nicht.

Da, am Fluss, im Wald:  
Die Frauen tragen Krüge,  
mit Tüchern um den Leib,  
einige sind im kommen,  
einige schöpfen Wasser,  
andere sind auf dem Heimweg:  
Da erscheint die Hand  
grau und riesig, am Himmel,  
schon erstarren alle,  
die Gesichter werden zur Maske,  
in flügelsirrender Luft,  
zwischen schuppigen Tieren.  
Dann verschwindet die Hand,  
und ihr Tun geht weiter,  
wenn auch bedrückt und verstört.

Weit sind die Wälder,  
die Nebel bleiben verschwunden,  
die großen Farne verbräunen.

Die Jahre ziehen dahin,  
und immer tiefer bedrückt  
leben die Menschen.



Immer noch lebt der Vater  
in der kleinen Hütte  
auf der Lichtung am Waldrand,  
immer noch lebt er  
traurig zwar, aber beständig,  
der Pflege des Waldes.  
Auch er erstarrt immer,  
wenn er im Freien ist  
und die Hand am Himmel erscheint.  
Stets hat er die Flöte dabei,  
doch ist da kein Ort des Schenkens.

Da kommt ein Morgen,  
finster ist noch die Hütte,  
da wacht der Vater auf  
und sinnt einer Stimme nach,  
die gerade im Traum  
zu ihm gesprochen hat:  
Er solle dort am Waldrand,  
wo der Felsen war,  
einen kleinen Tempel errichten.  
Er sucht, den Traum zu fassen -  
da vergisst er ihn wieder  
und bleibt im gewohnten Tun.  
Als aber dieser Traum  
mehrmals wiederkehrt,  
macht er sich an die Arbeit.  
Immer wieder stört  
auch ihn dabei das Erscheinen  
dieser Hand am Himmel,  
grau und riesig.

Achtsam und geduldig  
sucht er im Wald die Stämme,  
fällt sie zur rechten Stunde,  
macht sich dann an's Schnitzen,  
härtet die Hölzer mit Feuer,  
schafft so Säulen und Dach  
und errichtet die Wände.  
Nach und nach entsteht  
der kleine, hölzerne Tempel  
wie es ihm im Traum  
die Stimme befohlen hat.

So lange der Vater  
in dem kleinen Tempel ist,  
kann ihn auch nicht  
die graue Hand berühren.  
Zwar ist's auch im Tempel verschattet,  
doch trifft ihn nicht ihre Macht.

Weit sind die Wälder,  
die Nebel bleiben verschwunden,  
flügeldurchsirt die Luft.

Stets hat der Vater  
die Flöte an seiner Seite.  
Dann merkt er eines Nachts,  
dass die Stimme wieder da ist:  
Er solle in dem Tempel  
seine Flöte spielen.  
Gern gehorcht er der Weisung,  
es mildert seine Trauer.  
Er fühlt, wie der Tempel langsam  
zum Ort des Schenkens wird.

So vergehen die Monde.  
Da kommt ein Unbekannter  
und bittet ihn, die Kunst,  
eine Flöte zu bauen,  
von ihm lernen zu dürfen  
und auch das Flötenspiel.

So spielen die beiden  
gemeinsam in dem Tempel.  
Und solange sie  
in dem Tempel sind,  
kann die beiden Männer  
die Macht dieser Hand nicht berühren.

Immer wieder erscheint  
diese Hand am Himmel,  
die graue, riesige Hand,  
immer wieder erstarren  
alle Menschen im Freien,  
und ihre Gesichter  
verwandeln sich jedesmal,  
dass sie einander gleichen:  
Zur grauen, fühllosen Maske.  
Und nach dem Verschwinden der Hand  
fühlen sie sich schwach,  
niedergedrückt und mutlos.

So vergehen die Jahre.  
Weit sind die Wälder,  
Zeiten des Regens beginnen  
mit trockenen Zeiten zu wechseln,  
neue Fülle entsteht,  
doch friedlos bleiben die Menschen.



Da ist es wieder Nacht,  
da merkt der Vater im Traum,  
dass die Schlange bei ihm ist.  
Sie sagt ihm, dass die Kraft,  
die von dem Tempel nun ausgeht,  
bewirke, dass ihr Schwanz  
nun langsam nachwachse.  
Sie macht ihm Mut,  
dass die Kraft dieses Tempels  
sich so entfalten würde,  
dass diese große Hand,  
die graue, bedrückende,  
eines Tages nicht mehr  
am Himmel erscheinen würde,  
und die Menschen wieder  
neuen Mut bekämen.

Einige weitere Menschen  
schließen sich der kleinen  
Tempel-Gemeinschaft an.

Weit sind die Wälder.  
Seltner erscheint die Hand,  
grau und riesig,  
Kraft strömt aus von dem Tempel.  
Eines Tages kehrt  
die große Schlange wieder,  
glänzend in allen Farben,  
und ihr Schwanz ist erneuert.

Danach verschwindet  
die riesige, graue Hand  
für immer vom Himmel.  
Von der Tempelgemeinschaft  
strömen Kraft und Heilung  
in die Weite der Wälder,  
zu den anderen Menschen.  
Neu sind Fülle und Friede.



Achtsam bleiben  
wenn die Märchen verdämmern  
ins Jetzt,  
wenn die urfernen Bilder  
uns wieder ins Leben entlassen.  
Achtsam bleiben  
und fallen lassen  
die alten Fragen,  
das Ob, das Was und das Wo,  
achtsam bleiben  
und auch fallen lassen  
die vielen Warum:  
Achtsam werden  
für neue Fragen,  
für's Jetzt.

Dieses Märchen ist nach einigen überwiegend asiatischen Motiven entstanden.

Die Bilder sind bearbeitete eigene Fotos eines Sandsteinstücks aus der tunesischen Wüste.

Änderungen und Ergänzungen vorbehalten

Fassung 7. 6. 2013, S. 31 am 22. 5. 2021 aktualisiert

(CC) unter Creative Commons Lizenz,  
<http://creativecommons.org/licenses/by-sa/3.0/de/>

Die verwendete eigene Schriftart `ww_fawe` steht unter Open Fonts Lizenz (OFL) und ist über <https://www.wolfgang-wiebecke-kultur.de/fonts.html> zu bekommen.

